Zeitschrift: Zoom-Filmberater

Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein

Band: 31 (1979)

Heft: 6

Rubrik: TV/Radio-kritisch

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

36 000 Mann, die zogen ins Manöver

Zur Berichterstattung des «Blickpunkt» über die Manöver des FAK 4

Wenn 36 000 Mann des Feldarmeekorps 4 in die Manöver ziehen und vier Tage lang den Krieg üben, dann hat dies schon öffentliches Interesse. Dies umso mehr, als ja die Schweizer Armee nicht ein Berufsheer ist, sondern sich aus allen wehrfähigen Bürgern des Landes rekrutiert. Insofern finde ich jene Kritiken, die dem Deutschschweizer Fernsehen Militärfreundlichkeit vorwarfen, weil es vier «Blickpunkt»-Sendungen dem Ereignis widmete, ziemlich abstrus. Ob die Sendungen, die vom 5. bis 8. März jeweils um 19.35 Uhr ausgestrahlt wurden, die zum Teil hochgeschraubten Erwartungen der Zuschauer zu erfüllen mochten, ist eine andere Frage. Wer «Kampfhandlungen», spektakuläre Militäreinsätze an der «Front» und Lageberichterstattungen aus dem Hauptquartier der Generalität erwartet hatte, kam jedenfalls nicht auf die Rechnung. Es waren eher beschauliche Bilder aus der Etappe, die das Fernsehen frei ins Haus lieferte, Manöverepisoden, die keinen rechten Zusammenhang ergeben wollten, auch wenn Redaktor Felix Karrer jeweils an einer Karte lustlos in groben Zügen erklärte, wo Freund und Feind gerade zu finden waren und mit was sie sich beschäftigen. Begeisterung haben diese Manöverbilder gewiss nicht ausgelöst, und mitunter gewann man den Eindruck, dass die drei Equipen, welche die Manöver verfolgten, die entscheidenden Ereignisse jeweils verschlafen hatten.
Möglich ist aber auch, dass die «Blickpunkt»-Redaktion gar keine spektakulären Bilder von den Manövern wollte, dass ihr vielmehr daran gelegen war, Hintergründiges der grossen militärischen Übung in den Mittelpunkt zu stellen. Einiges wies darauf hin: beispielsweise die kurzen und recht instruktiven Trickfilme, mit denen das Prinzip der Mobilmachung, der Rüstungsbeschaffung für die Milizarmee oder der Gesamtverteidigung erläutert wurde; dann aber auch die beiden Porträts über einen Korporal und den Leiter der Übung, Korpskommandant Blocher. Ich meine, dass in diesen beiden Filmen sehr viel über den Geist zu erfahren war, der in unserer Armee herrscht, dass darin auch sehr viel Kritisches gegen diese Institution geäussert wurde, mit der jeder Schweizer irgendwie verhaftet ist. Kritisches allerdings nicht im Sinne einer billigen Ablehnung des Militärs, sondern mehr Befragung der Verantwortung, die ein Schweizer Bürger beim Überziehen des Wehrkleides übernimmt. Es scheint, dass immer mehr Soldaten diese Verantwortung wahrzunehmen gedenken, und das könnte bei einer Führung, die noch allzu sehr auf blinden Kadavergehorsam aufbaut und der individuellen Fähigkeit des einzelnen Wehrmannes noch wenig Bedeutung beimisst – zum Teil, weil dieser in der kurzen Zeit seiner Dienstleistung gar nicht richtig eingeschätzt werden kann – noch zu schweren Problemen führen.
Kritisches war, wenn man nur wollte, auch aus andern Bildern zu lesen, welche die «Blickpunkt»-Equipen zusammengetragen hatten. So etwa fand das vernichtende Urteil eines Luftschutz-Hauptmanns über die Einsatzleitung des Zivilschutzes seine prompte Bestätigung auf einem Kommandoposten dieser Organisation, wo man sich mehr bei einer Pfadfinderübung als bei der Erprobung des Ernstfalles wähnte. Mich persönlich am meisten betroffen haben die zahlreichen Interviews mit Soldaten, von denen kaum einer über die Hintergründe und die Konsequenzen seines persönlichen Einsatzes Bescheid wusste. Selbstverständlich ist es nicht möglich, den hintersten Wehrmann, der mit einer Aufgabe betraut wird, umfassend über die strategischen Zusammenhänge des an ihn erteilten Befehls zu orientieren. Zumindest über die Nahziele und die möglichen Konsequenzen seines Auftrages aber müsste der ins Gefecht geschickte Soldat informiert werden, soll ihm nicht die Motivation für seinen Einsatz abhanden kommen. Dass Radfahrersoldaten nahezu 24 Stunden lang in der

Gegend herumfahren, beinahe ohne Schlaf sind und gewaltige physische Anstrengungen unternehmen, ohne dass sie auch nur eine Ahnung haben warum, spricht gegen die militärische Führung dieser Einheit.
Positiv an den Sendungen war, dass sie in einfacher Weise die Zielsetzung unserer Armee einem grossen Publikum vermittelte: einem allfälligen Feind einen möglichst hohen Eintrittspreis und, sollte er die Grenzen dennoch überschreiten, einen teuren, unrentablen Aufenthaltspreis abzuringen. Da wurde endlich einmal Schluss gemacht mit jener noch immer in vielen Köpfen herumgeisternden Grossmacht-Armee im Westentaschenformat. Ohne falsche Illusionen zu erwecken, hat auch Korpskommandant Blocher die Möglichkeiten unseres Heeres in Relationen gesetzt und mit aller Deutlichkeit auf Mängel in der Bewaffnung hingewiesen, die zum Teil eine Spätfolge des allzu langen Prestigedenkens bei der Rüstungsbeschaffung sind. «Knacknuss» war der Deckname dieser Manöver des Feldarmeekorps 4. Die Knacknuss der Berichterstattung über dieses Ereignis hat die «Blickpunkt»-Redaktion so aufgebrochen, dass sie einen zwar durchaus sachlichen, aber dennoch in einem informativen Sinne kritischen Ton fand. Anstelle spektakulärer Kampfhandlungen zeigte «Blickpunkt» am Beispiel des Manövergeschehens einige wesentliche Probleme auf, die unsere Armee beschäftigen, statt sich in Einzelkritik zu verlieren, befasste sich die vierteilige Folge in aktueller Weise mit Führungsproblemen, die bei der grossen Übung auftraten, aber im Grunde genommen eine prinzipielle Frage sind. Gestalterisch liessen alle vier Berichte grosse Wünsche offen. In der aktuellen Reportagetätigkeit tun sich die Fernsehequipen noch immer schwer. Die physische Belastung der Soldaten und Offiziere verstanden die Kameraleute so wenig einzufangen wie die Hektik der vier Tage. Man hielt sich brav und wenig originell an eine längst abgeschlaffte Fernsehdramaturgie des Interviews und des geduldigen Wartens auf das photogene Ereignis. Dieses Vorgehen hat in diesem Falle den Eindruck noch verstärkt, dass das Fernsehen DRS nicht auf «Kriegsberichterstattung» aus war, sondern auf eine weiterführende Information des Bürgers. Durchaus verdienstvolle Öffentlichkeitsarbeit wurde geleistet. Die Armee, welche in dieser Beziehung leider noch immer viel zu wenig tut, müsste dem «Blickpunkt» dafür dankbar sein.

Urs Jaeggi

Ein Schritt vorwärts

Zu einer zweiteiligen ökumenischen Meditation im Radio DRS am Krankensonntag

Im Programm «Besinnung am Sonntag» sendete Radio DRS II am 4. März (Krankensonntag) eine zweiteilige ökumenische Meditation (Titel: «Wenn ich schwach bin, bin ich stark»), unter Mitwirkung der beiden Spitalpfarrer Hans Peter Bertschi (Bezirksspital Uster) und Pater Ursmar Wunderlin (Kantonsspital Winterthur). In einem ersten etwa halbstündigen Teil kamen verschiedene Kranke zuhause und im Spital auf Probleme ihres Krankseins zu sprechen («Krankheit als Krise»). Insgesamt wurden 21 Gesprächsausschnitte von durchschnittlich anderthalb Minuten aus über sechs Stunden Bandaufnahmen verwertet. Nach einer dreiviertelstündigen musikalischen Besinnungspause vertiefte dann ein zweiter Teil («Krankheit als Neuanfang»/ 45 Minuten) Problemstellungen im abgesteckten Rahmen. Die Leitung der Sendung hatte Lorenz Marti, dem man – neben frischem Mut zu einem ersten «Experiment» dieser Art – eine erstaunliche Sicherheit in der Handhabung formaler Gestaltungsmittel bescheinigen muss. Zum Zeitpunkt der Niederschrift dieses Artikels waren im Radiostudio Bern denn auch bereits gegen 500 Hörerbriefe mit überwältigend positivem Echo eingegangen. Für alle jene Leser und Radiohörer, die sich noch für einen gerafften Hiob-Text (Übersetzung: Jörg Zink) oder eine Zusammenstellung von Bibelstellen zum Thema «Krankheit» und «Leiden» interessieren würden, ist dieses Material gratis zu beziehen bei: Radio Studio Bern, Redaktion Religion, Postfach, 3000 Bern 14.

Krankheit als soziale Ohnmacht

«Krankheit» betrifft ganz allgemein nicht nur einen gewissen Körperteil oder ein bestimmtes Organ, sondern bricht als solche auf den ganzen Menschen, speziell aber auf sein Denken und Erleben, seine Einstellung zu sich selber ein: «So hat man die Nieren untersucht, und da hiess es, da ist auch nichts; so sagte man sich: Ja, wenigstens das und nahm immer an, so schlimm könne das ja gar nicht sein, das Ganze (...) Ich weiss nicht, das kann höchstens noch jemand nachfühlen, der irgendwie etwas ähnliches erlebt hat. Doch jeder Mensch wird das ja anders durchleben: die Schrekken, die nackte blosse Angst, die auf einem lastet... Es ist unheimlich, ich kann da nur noch sagen, sie war grauenhaft diese Zeit.» (Ein Krebspatient.)
Vorab problematisch – und das nicht nur bei Krebspatienten – scheint jedoch hauptsächlich der psychische Aspekt des «Krank-Werdens», des «Sich-Krankfühlens». Angst, Ungewissheit, innere und äussere Abhängigkeiten, jene riesige Infragestellung, die eine Krankheit an den davon Betroffenen heranträgt, lassen ein hilfloses Individuum schier an sich selber verzweifeln: «Man kann kein Blatt durchblättern, ohne dass man da etwas über Krebs liest, und es zieht einen an wie ein Magnet: Man meint, hier tut's mir auch noch weh, und da tut's mir weh (...) Ich war schon immer Pessimist und habe mir immer gesagt, wenn's dann nicht so ist, wird die Freude umso grösser; bin ich aber Optimist und erhalte eine andere Antwort, umso tiefer werde ich sinken.» (Eine eventuell krebskranke Frau.) Hinzu kommt die schwere Aufgabe, als «Kranker» hilflos einer übermächtigen Umwelt gegenüberzustehen, sich ihr gegenüber völlig neu definieren zu müssen, ohne bereits an dieser Definition selbst zu scheitern: «Es ist leichter, andern zu helfen. Denn wer helfen kann ist gross, er hat Macht (...) Und es gibt Menschen, die es einen doppelt spüren lassen können, wie klein man ist im Bett, im Rollstuhl, oder abgeschoben in ein Heim, wo man so gar nichts leisten kann...» (Pater Ursmar Wunderlin.)

Der Stellungsbezug

Die Zeit des Krankseins füllt sich mit unzähligen Erinnerungen und Zukunftsängsten: «Plötzlich, wenn man als Kranker soviel Zeit hat für Gedanken, denen man als Gesunder keine Zeit mehr opfern kann, wird ‹die Zeit› zum unbequemen Prediger.» (Pfarrer Hans Peter Bertschi.) Von einer gefährlichen Gratwanderung, der Frage nämlich, ob eine Krankheit (oder allgemeiner: das Leben) weiterhin streng «zweckgerichtet» (und damit falsch) *interpretiert* oder eben mehr *er-lebt* wird, hängt es ab, als wie «gesunde Menschen» Kranke *und* Gesunde ihr Leben überhaupt weiterführen: «Das ist etwas, das mir vor allem von aussen gesagt wird: Das ist Deine Chance, eine besondere Möglichkeit, das Leben kennenzulernen, Dich kennenzulernen. Aber ich finde es auch eine ungeheure Erschwernis. Ich sage mir manchmal auch, dass es eine Chance sei, aber ich finde es schwer, das aufzunehmen und anzunehmen. Ich kann das erst im Rückblick auf eine schwere Zeit oder Krise aufnehmen, dass auch eine Chance darin enthalten war... Doch wenn ich darin stecke, ist es fast nicht möglich.» (Ein Patient.)

Was erwartet Gott?

Dieses Ringen mit und oft auch gegen sich selber muss sich – verbunden mit der bohrenden Frage nach dem «Warum?» oder dem «Warum mir?» – beinahe notwendigerweise in primärer Auflehnung, in einem Hadern mit dem Schicksal Luft verschaffen. Lorenz Marti: «Manchem Zuhörer wird es vielleicht Mühe machen, zu klagen bei Gott, zu fluchen, aufzubegehren (wie Hiob – Anm. d. Verf.). Wir haben ja gelernt, lieb und demütig mit Gott zu reden. Erwartet denn Gott nicht, dass wir ihm gegenüber den Tonfall ändern und ‹brav› zu ihm sprechen?». Pater Ursmar Wunderlin: «Ich meine: Gott hat uns erschaffen als Menschen, er hat uns Verstand und Wil-

len gegeben. Wir sind nicht einfach seelen- und willenlose Marionetten, die auf alles nicken müssen, was er uns schickt. Gott nimmt uns ernst als Menschen, als vernunftbegabte und denkende Menschen (...) Wir *dürfen* bitten und *dürfen* ihn bestürmen; auf ein Gegengeschäft ist er allerdings nicht angewiesen.»

Zur Schuldfrage

«Die Frage der Verknüpfung von «Schuld» und «Krankheit» wird immer wieder gestellt. Doch ich glaube, dass sie falsch gestellt ist. Es kommt ja einem Urteilen gleich über die andern, und dazu sagt Jesus: Überlasset das Richten mir (...) Und noch eine andere Frage stellt sich: Wer hat eigentlich jenes Ideal aufgestellt, dass es nur noch heldenhafte Menschen geben dürfe? Sind das nicht sehr unmenschliche, sagenhafte Übertreibungen von menschlicher Existenz? Und noch eine dritte Frage stellt sich hier: Ob das nicht vielmehr *unser* Problem als Aussenstehende ist. Ein (kranker) Mensch in dieser Tiefe unten verunsichert uns, und darum haben wir's nicht gern.» (Pater Ursmar Wunderlin.) – «Sich loslassen können, sich selber, seinen Liebsten, das ist eine Form des Annehmens, eine Form von Akzeptieren. Sich so ins Leben – in Gottes Hände – fallen lassen, das ist's, was man einem Kranken wünschen möchte, dass er das kann.» (Pfarrer Hans Peter Bertschi.)

Neues Erleben

Wohin die erfolgreiche Erarbeitung einer solcherart neuen, von traditionellen Normen und Sichtweisen völlig verschiedenen Existenzwahrnehmung führen kann, belegt schliesslich die Aussage einer (wiederum krebskranken) Frau schlagend: «Mi dünkt's mängmal, me läbt ganz ... irgendwie, me läbt ganz andersch: i wett vilich säge «bewusster», aber vo-n-ere ganz andere Richtig uus, und ou ine ganze-n-anderi Richtig hi. Und dass me, ich erläbe öppis wo schmerzlich isch, tüüfer, aber au e Fröid intensiver. Und i bi eigetli erschtuunt, dass me mit-ere..., inere sonige Diagnose oder inere sone Chranket, dass me doch d'Möglechkeit het, sich über öppis no reschtlos z'fröie (...) Und mängmol chunnt's mir fasch vor, wie mir nocher Zit gschenkt würdi, wo ich *die* Site au no törf lebe. Es isch villicht – ich weiss nid – es tönt vilicht für öpper..., ich törf das nid zu jedermann säge! (lacht), dass ich jitz au emol Zit und d'Muesse ha, öppis z'mache, wo-n-i öpper anderem cha Fröid mache, wo-n-i vorhär eifach nie derzue choo bi. Aber ich gschpüre mängmol, dass das vili gar nid so ganz irgendwie begriiffe chönd.»

Schlusswort

Viel wichtiger, als die Aufschlüsselung dieser Sendung nach formalen Kriterien vorzunehmen, schien es mir, für einmal eher beispielhaft etwas von ihrem Inhalt wiederzugeben. Jene Offenheit und Spontaneität, mit welcher zwei Spitalgeistliche auf durchaus nicht «übliche» Weise mit Patienten gesprochen haben müssen, um hinterher *solche* Aussagen zusammen mit Lorenz Marti im Gespräch zu problematisieren und selber dazu Stellung zu nehmen, grenzt schon an ein radiophonisches Wunder. Doch soll nun damit ganz und gar nicht gesagt sein, dass lediglich die (relativ vielen) kurzen Gesprächsausschnitte allein diesen Beitrag interessant gestaltet hätten. Es muss an dieser Stelle völlig unmöglich bleiben, auf alle Problemkreise, Gedankenanstösse und Leitlinien im einzelnen einzutreten, die diese erste Sendung ihrer Art innerhalb beschränkter Zeit aufzugreifen und mit eindrücklich klarer Intensität abzuhandeln wusste. Die Art der praktizierten thematischen Linienführung (unter Einbezug an sich höchst problematischer Querbezüge zu einem allgemeineren und freieren «Religionsverständnis») stellt den Autoren nur das beste Zeugnis aus: jenes nämlich, einem sich selber gestellten Anspruch an ihre Sendung – Gesunde *und* Kranke unter- und zwischeneinander an gemeinsamem Interesse teilhaben zu lassen – vollauf gerecht geworden zu sein. Dieses Gespräch *war* eine Verbindung, ein nicht nur im ökumenisch-religiösen Selbstverständnis von Radio DRS grosser Schritt vorwärts.

Jürg Prisi